

Die Arbeiterzeitung

Wochenblatt für das werktätige Volk * Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich S 1.—, vierteljährlich S 3.—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen
23. Juni 1928.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Hefstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Die burgenländische Schulfrage!

Herabsetzung der Schaumweinsteuer. — Die klerikalen Lehrpläne für die Haupt- und Mittelschulen. — Antrag Müllner und Genossen auf Erweiterung des Gewerbegerichtssprengels St. Pölten.

Der Nationalrat hat in seiner Sitzung am 13. Juni zuerst das Handelsabkommen mit Frankreich verhandelt, worin sich die österreichische Regierung verpflichtet, die Schaumweinsteuer herabzusetzen. Die Bundesregierung hat nun dem Nationalrat eine Vorlage unterbreitet, womit die Schaumweinsteuer um 70 Prozent ermäßigt wird. Obwohl die Schaumweinsteuer eine geteilte Abgabe ist, an der auch die Gemeinden beteiligt sind, hat der Finanzminister Dr. Kienböck, ohne die Gemeinden zu fragen, diese Vorlage eingebracht. Das kennzeichnet deutlich die Wirtschaft, die unter dem Finanzminister Doktor Kienböck eingetrisen ist. Jedenfalls sieht man daraus, daß der Finanzminister um das „Wohl der Reichen“ sehr besorgt ist. In der vorigen Sitzung wurde die Effektenumsatzsteuer herabgesetzt, diesmal die Schaumweinsteuer — die Kapitalisten können mit „ihrem Kienböck“ zufrieden sein. Die Vorlage wurde, nachdem die Sozialdemokraten Siska und Leuthner dagegen gesprochen haben, mit den Stimmen der Regierungsmehrheit angenommen.

Zur Verhandlung gelangt nun eine dringliche Anfrage der Sozialdemokraten über die burgenländische Schule. In der Anfrage wird verlangt, daß die Bundesregierung entsprechend den Beschlüssen des burgenländischen Landtages und den wiederholten Beschlüssen des Nationalrates, das Reichsvolksschulgesetz ohne Verzug auf das Burgenland ausdehnt, um dadurch die Bahn für eine neuzeitige Schulgesetzgebung für das Burgenland freizumachen. Gleichzeitig wird verlangt, daß die Regierung dem Nationalrat ein Gesetz, betreffend die Schaffung eines modernen Dienst- und Disziplinarrechtes der burgenländischen Lehrer vorlege.

Die dringliche Anfrage begründet in einer äußerst wirkungsvollen Rede Abgeordneter Glöckel: Gestern hat der Unterrichtsminister die Lehrpläne für die Haupt- und Mittelschule verordnet. Mit dieser Verordnung hat der Minister eine Handlung gesetzt, die in der parlamentarischen Geschichte wohl sehr vereinzelt dastehen dürfte. Die Gesetze, auf Grund deren er diese Verordnung erlassen hat, konnten nur beschloffen werden, wenn die Opposition ihre Zustimmung dazu gab, da es sich dabei um verfassungsmäßige Bestimmungen handelte, für die die Zweidrittelmehrheit notwendig war. Selbstverständlich hat die Opposition darauf Wert gelegt, daß die klare Tendenz dieses Gesetzes nicht durch administrative Maßnahmen des Unterrichtsministers eingeschränkt oder ins Gegenteil verkehrt wird. Es war das schon darum selbstverständlich, weil wir den Unterrichtsminister sehr genau kennen und nicht in der Lage sind, ihm auch nur ein wenig Vertrauen entgegenbringen zu können. Wir haben daher vor unserer endgültigen Entscheidung uns die Sicherung geholt, daß vor Herausgabe der endgültigen Lehrpläne die Fachleute aller politischen Parteien gehört werden und daß versucht werden soll, eine Vereinbarung herbeizuführen. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde uns zugesagt. Der Unterrichtsminister hat eine Vereinbarung gebrochen; er hat die Lehrpläne, ohne mit uns und unseren Fachleuten zu sprechen, herausgegeben. Wenn sich der Minister heute darauf zurückzieht, das sei nur eine Vereinbarung für die provisorischen Verfügungen gewesen, so unterschätzt er uns, denn es wäre geradezu lächerlich, wenn wir für eine provisorische Regelung Sicherungen ausbedingen, bei der definitiven Regelung uns aber auf die Hand des Ministers Schmitz verlassen wollten. Es ist die einfachste Voraussetzung einer gedeihlichen parlamentarischen Arbeit, abgesehen von dem Stück Ehrenhaftigkeit, das dabei steckt, daß man Vereinbarungen in loyaler Weise einhält.

Der Redner kommt dann auf die dringliche Anfrage zu sprechen und verweist darauf, daß der Nationalrat in wiederholten Willensmeinungen sich für die Ausdehnung des Reichsvolksschulgesetzes auf das Burgenland ausgesprochen hat. In jedem anderen parlamentarisch regierten Lande wäre es selbstverständlich, daß die Regierung den Willen des Parlaments respektiert oder abtrifft.

Wir fragen daher den Bundeskanzler, wir fragen die Minister Schürff, Dinghofer und Hartleb, die für den Beschluß gestimmt haben, was sie für seine Durchführung unternommen haben. Vom Bundeskanzler ist uns bekannt, daß er sich weniger als Funktionär der Staatsverwaltung, als als Funktionär der „freikirchlichen Kirche“ fühlt. Ihm ist das „Parteiinteresse“ eben wichtiger, als das Staatsinteresse. Aber die Großdeutschen und Landbändler, die doch das deutsche Volk zu vertreten vorgeben, sind verpflichtet, dieser Schulfrage in Burgenland ein Ende zu bereiten. Aufgabe des Nationalrates muß es sein, daß der Anschluß sich auf allen Gebieten, insbesondere auf kulturellem Gebiet vollzieht. Im Burgenland ist die Kirche der „einzig wirkliche Herr“ der Schule geworden. Die Erlasse der burgenländischen Landesregierung treten erst in Kraft, wenn die Kirchenbehörde sie unverändert in ihrem Amtsblatt veröffentlicht hat. (Hört, hört!) Dabei ist die Einführung des Reichsvolksschulgesetzes im Burgenland gar keine radikale Forderung, da dieses Gesetz heute vielfach veraltet ist. Je mehr sie die Entscheidung über die burgenländische Schulfrage verzögern, um so stürmischer werden wir den Ruf nach Abschaffung der burgenländischen Schulbehörde erhören, bis dieses Ziel erreicht ist. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Unterrichtsminister Schmitz kommt nun zum Wort, aber es ist äußerst jämmerlich, was er auf die Anklagen Glöckels zu antworten hat. Mit der ihm eigentümlichen jesuitischen Manier geht er über alle entscheidenden Fragen mit inhaltslosen Phrasen hinweg.

Er verliest einen Bericht des Landeschulinspektors für das Burgenland, worin behauptet wird, daß die Leistungen der Schule gestiegen sind und die Lehrer belobt werden. Lächerlich zu verlangen, daß der „klerikale Landeschulinspektor“ ein Wort gegen die Regierung oder die Uebermacht der Kirche sagt. Nach dem Minister schildert Abgeordneter Probst an der Hand von Briefen, die er aus Kreisen der burgenländischen Lehrerschaft erhalten hat, die unwürdige Stellung, in der sich die Lehrerschaft gegenüber der „Klerikalerei“ befindet. Nach einer schwächlichen Erwiderung des Christlichsozialen Winder wendet sich Glöckel noch einmal gegen den Minister, womit die Debatte über die dringliche Anfrage erledigt ist.

Im Einlauf befindet sich ein Antrag der Abgeordneten Müllner, Schneeberger und Genossen, betreffend die Ausdehnung des Gewerbegerichtssprengels St. Pölten auf den Sprengel des Einigungsamtes St. Pölten.

In dem Antrag wird auf die Notwendigkeit verwiesen, daß auch die anderen Gebiete, die der Rechtsprechung des Gewerbegerichtes nicht unterstehen, diesem unterstellt werden, zumal das Gewerbegericht Sankt Pölten durchaus nicht überlastet ist und die Bezirksgerichte kein geeignetes Forum für das große und schwierige Gebiet des Arbeiterrechtes darstellen.

Die nächste Sitzung des Nationalrates findet am 26. Juni statt.

Ist diese Regierung noch möglich?

Ihr Gesekentwurf über die „Kontrolle“ der Länder wird einhellig abgelehnt.

Die Bürgerblockregierung Seipel-Kienböck-Hartleb hat jetzt wirklich ein hartes Leben. Nachdem der niederösterreichische Landtag in einer einmütigen Kundgebung aller Parteien gegen die von der Bürgerblockregierung geplante Finanzdiktatur über die Länder protestiert hat, ist dieser Gesekentwurf nun auch von den Landtagen in Oberösterreich und Steiermark einhellig abgelehnt worden. Die drei großen Länder sind demnach einig in der Ablehnung des Kienböck-

Seipel-Hartleb-Planes, auf einem Schleichweg die autonome Grundlage der Länder einengen und vor allem die Finanzhoheit einschränken zu lassen.

Dadurch hat der Plan der Kienböck-Seipel-Hartleb die richtige Einbegleitung bekommen und seine Durchführung ist unmöglich geworden. Freilich die Bürgerblockparteien sind im Parlament in ihren Entschlüssen an keinerlei Meinung gebunden, sie können theoretisch tun und lassen, was ihnen gefällt. Aber es ist undenkbar, daß sie sich mit Ländergewaltigen in Gegensatz stellen und etwa entgegen dem Willen ihrer Landtagsparteien Beschlüsse gegen den Länderföderalismus fassen. Hier zeigt sich klar die Schwäche dieser Bundesregierung, die zum größten Teil eine Regierung der Wiener Christlichsozialen mit Hartleb-Thaler-Aufpuß ist, der sich aber sofort als Kalmi erweist, wenn es um ernste Fragen geht.

Die Herren Seipel-Kienböck-Hartleb werden, je länger sie am Ruder sind, von immer ärgerem Mißgeschick verfolgt. Suchen sie auf dem Geldmarkte eine Anleihe, so bekommt sie die rote Gemeinde Wien; bekämpfen sie die Steuer, so ermäßigen sie die Steuer für französischen Champagner; reden sie von Steuerermäßigung und Steuerermäßigung, so legen sie den Beweis für ihren Willen, den Volksinteressen zu dienen, dadurch ab, daß sie die Effektensteuer für die Börsenspieler herabsetzen. In der Gaffon bewegt sich ihre ganze Wirtschaftspolitk, mit der Tendenz führen sie ihre Regierungsgeschäfte. Nirgends haben sie auch nur einen Schein des Erfolges aufzuweisen.

Ihre Mieterschutzvorlage ruht einstweilen in einem ministeriellen Schrein, das Antiklerogesez haben ihnen die Sozialdemokraten gründlich ausgefröhen. Im Kampf gegen die Sozialdemokraten hatten die Seipel-Kienböck-Hartleb bisher kein Glück. Nun haben sie sich mit ihren Länderleuten in einen Krieg verstrickt und das Ergebnis ist die unzweifelhafte Niederlage.

Dabei führt Herr Doktor Seipel diese Regierung, dabei ist es der Prälat selber, der von einer Niederlage zur anderen stolpert und dennoch so tut, als ob sein Bürgerblock getragen wäre von der Kraft der Wähler, von der Abereinstimmung mit ihren Wünschen und Hoffnungen. Indessen erweist sich das als eitel und der Versuch der finanziellen Auseinandersetzung zwischen Bund und Ländern bringt nicht nur die Ablehnung der Bundesregierungswünsche an den Tag, sondern vor allem — und das ist das besonders Beachtenswerte — den unzweifelhaften Groll der Länderleute des Bürgerblocks gegen die Seipel-Kienböck-Hartleb.

Ist ein solches Regieren überhaupt noch möglich, ist eine Regierung noch möglich, die niemand mehr hinter sich hat als die Baugoin, Schmitz und Mataja? Käte sie ein Gefühl für Selbstachtung, müßte sie gerade wegen der Abgabe der Länder, die mehr ausagt als die bloße Ablehnung der Abgabenteilungsvorlage, die Konsequenzen ziehen.

Melk als GSB des Generalstabes der Heimwehren.

Aus Melk wird uns berichtet: Ueber Einladung des wackeren Bürgermeister von Melk, Hans Egel haben sich am 23. Mai in Melk, in Mayraders Gasthaus, die Führer und Vertrauensmänner des eigenen Bezirkes, ferner die Kreisleitungen von Umstetten und Krems, die Bezirksleitungen von Herzogenburg, Neulengbach und Krems, dann Abordnungen aus St. Pölten und Ober-Graefendorf eingefunden.

Auch die Landesleitung war durch einen Referenten vertreten, letzterer wies auf die große Bedeutung von Melk und Umgebung hin, er begründete die Notwendigkeit hier eine straffe Bezirksleitung zu etablieren.

Der Kreisleiter gab kund, daß er den Moment schon gar nicht mehr erwarten kann, bis es endlich losgeht.

Bei diesem Ausdruck wurden aber die Melker Männer etwas bläßer und einer von ihnen raunte seinem Nachbarn zu, daß er hoffe, daß der Wunsch des Herrn Führers von Krems nicht in Erfüllung gehe, oder aber nur auf Krems beschränkt bleibe.

Wieder ein anderer meinte, daß man es ruhig wagen könnte und es doch gescheiter sei, die Waffen, die da im Stifte lagern, finden endlich einmal Verwendung, weil sie sonst ohnehin verrotten.

Einer der Anwesenden stellte an den Herrn Referenten aus Wien auch die Anfrage, ob es nicht möglich wäre, daß der Marsch auf Wien gleich von Melk aus angetreten werde, weil es doch viel näher sei als von Steiermark.

Interessant waren die Neußerungen einiger Teilnehmer, welche nach der Versammlung im Wirtshaus weiter diskutierten. Man konnte da sehr erbauliche Dinge hören, es war daher ganz unnötig, daß sich die Hauptlinge nach der Versammlung noch extra zurückzogen, um den Kriegsplan weiter zu beraten nachdem derselbe doch durch die Indiskretion der Teilnehmer ohnehin bekannt wurde.

Die Herrschaften macht das im Stifte vorhandene Waffentlager, von dem ja auch andere wissen, gar zu übermäßig.

Deutschnationale reisen nach Mussolinien.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die Bedrückung der Deutschen Südtirols den sonst alljährlich nach Italien aus Deutschland sich ergebenden Reisetrom zum Verlegen gebracht hat. Zwar liegt keine offiziell ausgesprochene Boykottbewegung vor, aber stillschweigend hat sich überall der Gedanke durchgesetzt, Italien zu meiden. Ueberall?, nein, eigentlich nicht überall. Der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband (DHB) veranstaltet im Jahre 1928 eine Anzahl von Gesellschaftsreisen für seine Mitglieder, darunter zählen wir nach der Aufstellung in Nr. 5 der „Deutschen Handelswelt“, der Zeitschrift des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes nicht weniger als 6 Gesellschaftsreisen nach Italien. Auf zwei dieser Reisen wird wenigstens die halbe Reisedauer im deutschen Südtirol verbracht. Die anderen Reisen meiden Südtirol. Sie führen von den oberitalienischen Seen an die Riviera; von Mailand über Genua nach Florenz, Rom und Sorrent; von den oberitalienischen Seen nach Sorrent; von Triest über Pola, Zara mit einem Ausflug nach Vahnatien und nach Venedig.

Daß gerade ein Handlungsgehilfenverband, der das „Deutschnational“ in der Firma führt, den Reiseboykott gegen Italien durchbricht, ist immerhin bemerkenswert.

Ein deutsches Urteil über die amerikanische Prohibition.

In seinem interessanten Reisebuche „Amerika-Europa“ (Frankfurt a. M., Societäts-Druckerei), beschäftigt sich Arthur Fuler selbstverständlich auch mit dem Alkoholverbot. Er faßt seine kritischen und durchaus objektiven Ausführungen zu dieser Sache in folgenden Bemerkungen zusammen: „Trotz

Gewerkschaften und Genossenschaften

Ein Gruß zum Genossenschaftstag von Dr. Karl Renner, Staatskanzler a. D.

In den Zeiten machtvoollen Gewerkschaftsaufstieges sammelt sich das Interesse der Massen um die Gewerkschaftsfahnen und rasche Gewerkschaftserfolge, die höheren Löhnerwerb ermöglichen, verleiten die Arbeiterklasse nur zu oft, jenen Organisationen geringere Beachtung zu schenken, die die zweckmäßige Verausgabung des Lohnes regeln sollen. Krisenzeiten jedoch, welche geringe gewerkschaftliche Erfolge eröffnen, zwingen den Arbeiter, mit dem erworbenen Lohn bedächtigt umzugehen und den Kampfesifer, der auf dem Arbeitsmarkt verjagt, auf den Warenmarkt zu übertragen. So mag es kommen, daß das genossenschaftliche Interesse in einem Lande zeitweilig zurücktritt, zeitweilig wieder wächst und überragt.

Die österreichische Arbeiterklasse genießt nunmehr schon durch ein Menschenalter den gewaltigen Vorteil einer politischen und wirtschaftlichen Erziehung, deren beherrschender Grundgedanke die Einheit der Klassenbewegung ist. So durchgreifend hat der Einheitsgedanke die Arbeiterklasse Oesterreichs erfüllt, daß er nicht bloß die wirtschaftlichen Organisationen, nicht nur Gewerkschaften und Genossenschaften, sondern auch die gesamte Kulturbewegung und Kinderfreunde, Naturfreunde, Sportvereinigungen, Bildungswesen, Kunstveranstaltungen, Geselligkeitsvereine — alles und jedes ist von dem Gedanken der Einheit der Klasse getragen, in einem Maße wie in keinem anderen Lande mehr.

Hier in Oesterreich hat die Arbeiterbewegung in allen ihren Zweigen den höchsten Grad innerer Sammelung erreicht und hierzulande ist es aber noch nicht auf den ersten Blick verständlich, daß man neben der einen Internationalen der Arbeiterklasse noch eine gewerkschaftliche und genossenschaftliche Internationale braucht und daß man neben dem 1. Mai, dem Tag der Arbeit schlechthin, noch einen internationalen Genossenschaftstag veranstaltet.

Aber ebenso wie die Gewerkschaften es für unerlässlich halten, sich in der Amsterdamer Internationale eine besondere Zusammenfassung über die ganze Welt hinaus zu geben, so haben die Genossenschaften vor dreieinhalb Jahrzehnten unter der Führung englischer, französischer und belgischer Genossenschaftler die Internationale Genossenschafts-Allianz geschlossen und diese Allianz hat sich nach dem Kriege nicht nur eine eigene Fahne in den Farben des Regensbogens gegeben, jenes Symbols, das die Welt umspannt und in seinen vielen Farben zugleich die Einheit vieler Nationen ausdrückt, sie hat auch be-

schlossen, der Propaganda der Genossenschaftsidee einen eigenen Tag des Jahres zu widmen. Und es ist den Genossenschaftlern jedes Landes, die das ganze Jahr in ihrer geräuschlosen, stillen Arbeit an der ökonomischen Befreiung der Arbeiterklasse mitarbeiten, überall sehr erwünscht gewesen, nun einen Tag zu haben, an dem sie ihr Werk zeigen, an dem sie von ihren Fortschritten gleichsam öffentlich Zeugnis ablegen können.

Und so hat sich auch bei uns der Genossenschaftstag allmählich eingebürgert und ist von Jahr zu Jahr festlicher begangen worden. Schon in den letzten beiden Jahren gestaltete er sich zu einer machtvoollen Kundgebung und er wird im Jahre 1928 noch festlicher werden. Die Genossenschaften haben inzwischen nach der schweren Krise die Umstellung auf die Friedenswirtschaft vollzogen und schreiten machtvoll vorwärts! Die Tage und noch mehr die Nächte quälender Sorge sind von den Genossenschaftlern genommen. Die Bewegung ist ihrem Friedensstand nahe gekommen, ja sie hat ihn stellenweise schon überschritten. Wenn sich die Genossenschaftler Oesterreichs mit dem stolzen Bewußtsein, sich im Sturm behauptet zu haben, zum Genossenschaftstag rüsten, so tun sie das nicht, ohne sich dankbarst der Solidarität mit den österreichischen Gewerkschaften zu erinnern, die in der Stunde höchster Not der Genossenschaftsbewegung ihre vollständige Hilfe nicht verjagt haben. Sie gedenken an diesem Tage mit Freude, daß die Gewerkschaftskommission und ihr alter Vorkämpfer Anton Hueber allezeit auch treue Genossenschaftler waren, daß die Gewerkschaften durch die Mitbegründung der Arbeiterbank den Genossenschaftlern ihre finanzielle Unabhängigkeit von der bürgerlichen Bankenwelt gerettet haben, sie gedenken auch unserer wackeren Eisenbahner, welche gerade in diesem Jahr unter der Führung ihrer Gewerkschaftsleitung die engste Arbeitsgemeinschaft mit der gesamten Genossenschaftsbewegung abschließen. Sie gedenken der politischen Partei und der gesamten kulturellen Organisationen des Proletariats, mit welchen sie echt österreichischen Geistes in ständiger Geistesgemeinschaft herangewachsen sind. Die Genossenschaftler fühlen sich auch an dem Tage, an dem sie ihr besonderes Fest begehen, nur alle ein Teil des Ganzen und erwarten darum auch, daß das Ganze der Bewegung an ihrem besonderen Feste teilnimmt und die Arbeiten und den Aufstieg der Genossenschaftsbewegung tatkräftig fördert.

aller Umgehungen des Alkoholverbotes, trotz allen Schleichhandels und aller Bootleggers bleibt eben das Gesamtergebnis der amerikanischen Prohibition ohne Zweifel eine schon ganz außerordentliche weitgehende Beschränkung des Alkoholkonsums. Selbst in den Kreisen, die sich zornig gegen diese Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit auflehnen, ist man sehr sparsam mit dem Verbrauch des eben nur sehr schwer (und besonders schwer in erträglichem Maße) erlangbaren Stoffes. Und diese Kreise sind nicht so groß. Sie werden immer kleiner werden. Auch bei ge-

festen häuslichen Veranstaltungen, selbst in diesen Kreisen beschränkt sich die Alkoholdarbietung schon sehr oft auf einen einzigen Cocktail. In anderen fehlt sie bereits ganz. Und bei öffentlichen Veranstaltungen ist sie selbstverständlich ausgeschlossen. Die großen Massen des amerikanischen Volkes leben heute mit einem sehr geringen Alkoholverbrauch. Diese großen Massen werden sich immer mehr in diese Beschränkung hineinfinden, wachsen zu einem erheblichen Teile schon jetzt in die Alkoholllosigkeit hinein. Die Zähmung des Lebens auch auf diesem

Gebiete schreitet fort. Und die Frauen und die Kinder genießen den Segen davon. Vor allem die Kinder. Und der Gedanke an sie, an die kommende Generation, die des Schutzes bedarf, steht eindrucksvoller als alle noch so wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen, als stärkste moralische Triebkraft hinter der Rigorosität der Prohibition“.

60 Jahre „Lied der Arbeit!“

Am 20. Juni werden es sechzig Jahre, daß das Lied der Arbeit zum erstenmal aus den Kehlen des klassenbewußten österreichischen Proletariats erklingen ist. Sechzig Sturmbelegte Jahre sind hingegangen — ungeschwächt erklingt es aber auch heute noch, wenn auch nur 3 oder 4 Strophen statt der einstigen 10 Strophen gesungen werden, es bleibt und ist das Triumphlied des österreichischen Proletariats.

An einem schönen Frühlingstag im Jahre 1868 fand man im Briefkasten des nicht vor langer Zeit gegründeten Arbeiterbildungsvereines, der einzige, der damals in Wien war — ein mit der Hand geschriebenes anonymes Gedicht, dessen Titel: „Das Lied der Arbeit“ lautete. Unser alter, erprobter Parteiführer Andreas Scheu, der selbst herrliche soziale Gedichte schrieb, gab das Gedicht seinem Bruder Josef zur Komposition. Einige Wochen darauf erklang das „Lied der Arbeit“ beim Jodel zum erstenmal — und Text und Melodie brachten Jubel und Freude in die Herzen der ersetzten Arbeiter, hatten sie doch von jezt an auch ein Kampflied. Das „Lied der Arbeit“ eroberte sich im Sturm die Herzen des österreichischen Proletariats, um daraus nicht mehr zu verjagen.

Neben der „Internationale“ ist es vor allem das „Lied der Arbeit“, das bei allen Versammlungen unserer Partei, bei den Mal- und Republikfeierlichkeiten ertönt und die Feiern festlich erhöht.

Später nachdem das Lied schon in aller Munden war, konnte man auch den Dichter eruieren: Es war der 21-jährige Graveur J. S. Japf. Ein schlichter Arbeitermann war der Verfasser unseres Kampfliedes.

Namenlos trat unser Lied, das „Lied der Arbeit“, in die Welt und namenlos eroberte es sich die Herzen des österreichischen Proletariats.

Die Augen leuchteten auf, alle Herzen schlugen höher, wenn die bekannte Weise erklingt. Unsr Bäter sangen es an der Wiege der Partei, ob Sieg, ob Niederlage, immer erklang dies Lied der hohen Braut. Für uns Jungen aber ist das Lied ein heiliger Schatz: Die Arbeit hoch! F. E.

Von einem abstürzenden Felsblock die Beine gebrochen.

Aus Buchenstein wird berichtet: Am 8. Juni war der in Brandrotte, Gemeindef. Buchenstein, wohnhafte Wirtschaftsbefitzer Franz Wuhl mit anderen Arbeitern damit beschäftigt, Blöcke vom sogenannten Toten Mann bei Gößing ins Tal zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit löste sich plötzlich ein Stück Felsen los und rollte gegen die oben genannten zu. Während sich alle anderen Arbeiter flüchten konnten, war dies Wuhl nicht möglich und wurde er von dem herabrollenden Felsen schwer verletzt und ihm beide Füße gebrochen. Derselbe wurde nach erster ärztlicher Hilfeleistung in das Spital nach Mariazell gebracht.

Ueberfall auf der Straße.

Aus Neulengbach wird berichtet: Am 7. Juni, kurz nach 22 Uhr wurde der Obergärtner Leopold Pichhart und dessen Braut Rosa Düringer auf der Straße in Neulengbach von den Brüdern Josef und Anton Lendl ohne jeden Anlaß angefallen, mißhandelt und verletzt. Die Verletzten stichteten sich in das Gasthaus Eckerl, wohin ihnen die Brüder Lendl folgten und dort ihre Mißhandlungen gegen die Weiden fortsetzten. Der Nachwächter Josef Raab wollte den Mißhandelnden zu Hilfe kommen, worauf die Brüder Lendl auch gegen diesen gewaltfam vorgingen. Erst nach dem Einschreiten der Gendarmerie von Neulengbach konnte die Ruhe wieder hergestellt werden. Anton und Josef Lendl wurden von der Gendarmerie verhaftet und dem Bezirksgerichte in Neulengbach eingeliefert.

Ist geschmeidig, trocknet nicht ein und kann daher bis zum letzten Rest aufgebraucht werden.



Das Sportfest der Brigade Nr. 3 in St. Pölten,

das am 17. d. auf der Trabrennbahn stattfand, hatte einen Massenbesuch aufzuweisen...

Ein Kind in der Donau ertrunken

Aus Gr. Pöchlarn wird berichtet: Am 13. Juni fiel der 7 Jahre alte Schulknabe Johann Weber...

Radfahrer und Auto.

Aus Ollersbach wird berichtet: Am 14. Juni, nachmittags, fuhr der 15 Jahre alte Wirtschaftsbefizersohn Adolf Rostek...

Nächtlicher Besuch in einem Gasthause.

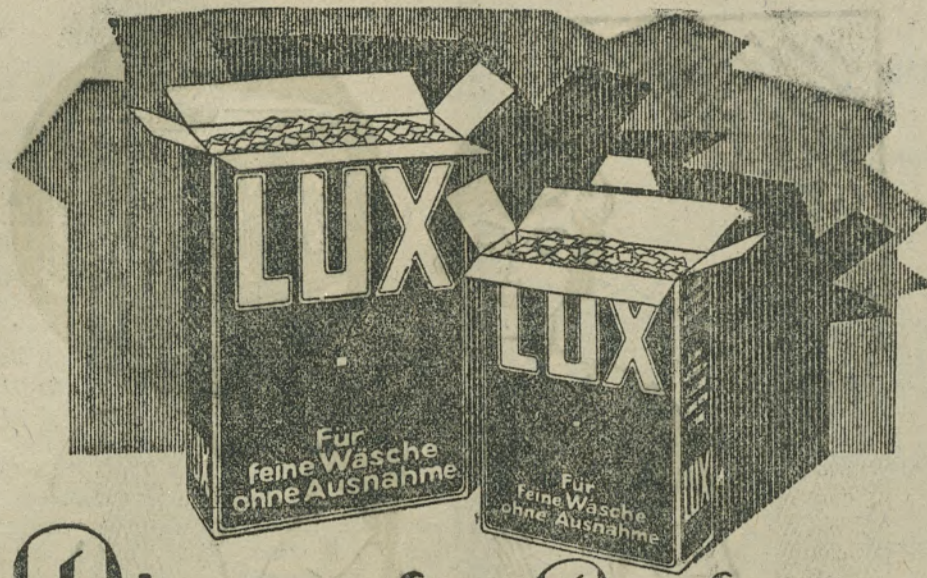
Aus Umerfeld wird berichtet: In der Nacht zum 8. Juni haben unbekannte Täter im Gasthause Karl Schmied in Schlickenreith...

Große Manöver des Bundesheeres.

Aus Amstetten schreibt man uns: In großer Aufmachung wissen die Blätter zu berichten, daß heuer große Manöver des kleinen Bundesheeres stattfinden werden...

Die niederösterreichische (dritte) Brigade hält ihre freizügigen Übungen in der Zeit vom 28. August bis 3. September südlich der Donau...

Dann aber, wenn diese Probetäufungen vorüber, beginnen — wie gesagt — die wirklichen „Großen Manöver“, zwei an der Zahl, die unter der Leitung der Generalregisseur, der Generalmajore Lednatschwansky...



Die große Packung für die sich beständig vermehrenden Verwendungsarten von LUX

Wie angenehm ist es, nunmehr Lux in der vorteilhaften großen Packung jederzeit zur Hand zu haben. Kaum jemals früher gab es auch in einfachen Verhältnissen soviel Feinwäsche...



Die doppelgroße Packung entspricht zwei Normalpackungen und kostet nur S 1'70.

Das Martyrium einer ledigen Mutter.

Maria Dehlinger war die 23jährige Tochter eines armen Kleinhauslers. Früh schon mußte sie sich für kargen Lohn als Dienstmagd den Bauern verdingen. Sie war arbeitsam, treu und gläubig, frei von Begehrlichkeit...

Sie wurde schwanger. Zum Heiraten, zu einem eigenen Hausstand langte es nicht. Bald wurde ihr „Brogeber“, der Kreismaier, vulgo Hippelsberger in Grnschhofen, ihres Zustandes gewahr und entließ sie auf der Stelle. Nach Hause, zum Vater mit seinen strengen Grundfäden getraute sie sich nicht...

növer“ zeitlich und örtlich derart getrennt statt, daß seine Excellenz, der Herr Kriegsminister, sehr wohl beiden bequem „betwonen“ kann, was ihm gewiß für seinen Sommerurlaub das nötige Ansehen bei der biederen Landbevölkerung einbringen wird.

Sehr zu begrüßen ist die offiziöse Ankündigung, daß die Truppen per Eisenbahn, also nicht mit ein paar Zeiserlwägen in die Manövergelände gebracht werden. Nett ist es auch, daß eigens hiezu bestimmte Offiziere, wo sich die Möglichkeit bietet, dem Publikum — also nicht bloß den Heimkehr-

verbot ihr das Haus. Man darf doch Anstöße und Verderbnis nicht fördern.

Mit dem werdenden jungen Leben im Schoß hastet sie suchend, zerquält und vergrämt weiter. Wieder will es ihr gelingen, Arbeit, Unterstand zu bekommen. Doch beim Eintritt bemerkt man ihren Zustand. Ehe sie noch richtig aufgenommen, ist sie wieder entlassen....

Körperliche Leiden und schwere Krankheit, sonst jenseitigen Menschen, erbarmten sich ihrer. In schwerkranken Zustand wird sie in das Spital der Stadt Steyr gebracht. Dort entbindet sie unter unglücklichen Qualen und Schmerzen — eine Frühgeburt. Aber Mutter und Kind sind tot. Sie schlummern seit 11. Juni gemeinsam in kühler, fremder Erde.

Die Moral ist gerettet und auch das Christentum. Bauer und Landwirtschaftskrankenkasse sind ihrer „sozialen Lasten“ entbunden. Ihre Dienstgeber trösten sich billig: „Es hat halt so sein möll'n“ — „Gottes Ratschluß!“

Hat es wirklich so sein müssen? Soll wirklich — nach 1928 Jahren Christentum — noch immer eine umfassende Fürsorge für landwirtschaftliche Arbeiter und Arbeiterinnen nicht möglich sein?

Frage euch doch, Knechte und Mägde, und sagt euch doch: Es ist nicht unchristlich, wenn man ehrlich für eine bessere, gerechtere Zukunft, für ein freundlicheres Leben gegen jene kämpft, die mit heuchlerischen Lippen sprächen barbarisches Unrecht als „gottgewollte Ordnung“ preisen!

führen — Aufklärungen über den Verlauf der Manöver geben werden. Gleich, ob das manövrierende Bundesheer mit freiem Auge im Gelände wahrnehmbar sein wird oder nicht, werden gewiß Offiziere in größerer Zahl zur Aufklärung der Zuschauer verfügbar sein, da sie doch ihre Formationen zur Auffüllung anderer ausleihen mußten und deswegen verwascht sind.

Wie wir erfahren, hat unter anderem auch schon der Heimkehrgeneral Schwäzger, vulgo Höller, sein Mitratscheln zugelagt.

Das Melker Lichterfest auf der Donau.

Das Melker Lichterfest auf der Donau. So wie alljährlich veranstalteten auch heuer die vereinigten Verbände zur Förderung des Fremdenverkehrs in der Wachau gemeinsam mit den Vereinen eine weit über die Grenzen unseres Tales bekannte Sonnenfeier...

Beim Baden ertrunken.

Aus Kleinzell wird berichtet: Am 10. Juni ist der beim Wagnermeister Ignaz Koller in Kleinzell beschäftigt gewesene Wagnergehilfe Sebastian Gerstenauer beim Baden im Hallbacher Stauerwerke ertrunken.

Vor einem Bäckerstreik?

Der Anschlag des Landeshauptmannes von Niederösterreich auf die gesetzlichen Rechte der Bäckereiarbeiterschaft und seine Folgen.

Der Zentralverband der Lebens- und Genusmittelarbeiter schreibt uns: Mit Verordnung vom 30. Mai l. S. hat der Landeshauptmann von Niederösterreich den Arbeitsbeginn in den Bäckereibetrieben Niederösterreichs von 5 Uhr früh auf 4 Uhr früh verlegt. Diese Verordnung ist vollkommen überraschend für die Vertreter der Arbeiter-schaft erfolgt, und auch für die sozialdemokratischen Mitglieder der n.-ö. Landesregierung...

Hiermit erscheint ein wichtiges sozialpolitisches Gesetz durch einen Federstich des Landeshauptmannes abgeändert und ist dadurch der Gesamtarbeiterschaft in ihren gesetzlichen sozialpolitischen Bestimmungen gewaltfam Abbruch getan. Ganz unbekümmert um die bestehenden Bestimmungen in den Kollektivverträgen, die ausdrücklich den 5-Uhr-Beginn auf Grund des Gesetzes vorsehen, hat sich der Landeshauptmann auch über diese kollektivvertraglichen Rechte hinweggesetzt und dadurch eine Situation geschaffen, die sicherlich seitens der Bäckermeister den Anlaß zu Konflikten geben wird...

DIE QUELLE

Nr. 12

Die Lehrerin.

Von Helena Milewska.

(Aus dem Polnischen übertragen von Simeon Silbermann.)

Sie war fast noch ein Kind, als das Schicksal sie in den Wirbel des schweren, harten Lebens warf. Dies geschah nicht plötzlich, infolge einer Katastrophe: langsam, systematisch verlor sie alle Teueren und Nahen und mit ihnen die Grundlagen des normalen Daseins. Das Heimatnest, in welchem sie erzogen wurde und aufgewachsen war, hat das Schicksal gewissermaßen einen Halm nach dem anderen auseinandergerissen, bis sie endlich einsam und verlassen dastand. Sie mußte in die Welt hinauswandern, sich an die Arbeit machen, da anderenfalls der Hunger drohte.

Sie besaß keine hohe Bildungsstufe, dafür aber hatte sie die Gabe, Kinderseelen zu gewinnen, und das Verständnis, auf sie einzuwirken. So wurde sie wie tausend andere Frauen etwas in der Art einer besseren Erzieherin, oder besser gesagt, eine Lehrerin.

Oberflächlich betrachtet, erschien dieser Beruf weit leichter und angenehmer als es in der Wirklichkeit der Fall war. Sie ahnte nicht einmal, wie viele Demütigungen, wie viele Enttäuschungen er mit sich brachte, wie schmerzlich es war, fremde Kinder zu erziehen, an ihnen die Mutterstelle zu vertreten und trotzdem nie ein Familienmitglied zu sein, niemals ein Anrecht auf wärmere Gefühle zu haben. Sie hatte jedoch eine tapfere und mutige Seele. und so hatte sie den Kampf mit dem Schicksal aufgenommen.

Auf diese Weise verbrachte sie einige Jahre bei einem reichen Fabrikanten. Es war dies ihre erste Stelle und sie mußte zugeben, daß sie es nicht schlecht getroffen hatte. Die Kinder waren brav und gut erzogen; sie gewann leicht ihre Anhänglichkeit. Weit schlimmer ging die Sache mit der Dienerschaft, welche sie auf eine Stufe mit sich stellte und es erforderte ein verständnisvolles Vorgehen, um für sich die entsprechende Achtung zu gewinnen. Die Eltern behandelten sie anfangs mit gewisser Reserve, dann aber, nach Ablauf einer längeren Zeit, gewann sie das Vertrauen und man ließ ihrer Tätigkeit freie Bahn. Sie sahen, daß sich die Kinder in Anwesenheit der neuen Lehrerin artig benahmten, sonach war alles in Ordnung, mehr wurde nicht verlangt. Sie hatte dieses Haus liebgewonnen und begann es fast als eigen zu betrachten. Sie hatte es nicht nötig, sich um das tägliche Brot zu kümmern, da sie sich dieses durch gewissenhafte Arbeit errang. Sie erlangte die ihrer Jugend eigenartige Freiheit und ihre Schönheit erstrahlte in voller Blüte.

Vom Kinde wuchs sie zum Weibe heran, ohne jedoch das Leben zu kennen. Es hat ihr noch nie zur Seele gesprochen. Sie kannte nur den Schmerz und die Geduld, kannte den Kampf ums Dasein, das war aber nun ein Ringen mit dem Schicksal, aber kein Leben.

Wie schön und wohlgefällig war sie doch, als sie mit den Kindern spazieren ging, oder als sie mit ihnen von der Schule zurückkehrte! Das bescheiden, aber sorgfältig genähte Kleidchen zierte ihre schlanke Figur, die Sonne entzündete goldene Strahlen im hellen Haar und in den Augen verbarg sich eine stille Schammut und eine Traurigkeit. Diese Traurigkeit erfüllte seit einiger Zeit ihre Seele. Sie wußte selbst nicht, woher es kam, oder was die Ursache war. Es vertrieb jedoch das Lächeln von ihren Lippen und den Augen verließ es den Zauber einer leichten Melancholie.

Eben kam der Frühling, der die Zweige der Bäume ergrünen ließ und diese mit blühenden Knospen zierte. Die goldenen Sonnenstrahlen hüpfen über die Straßen und widerspiegelten sich in den nach dem Morgenregen entstandenen Pfützen. Hannchen, — dies war der Name der Lehrerin — ging durch die feuchten Gassen, die reine, würzige Luft einatmend. Sie eilte, um die Kinder von der Schule abzuholen und war derart in Gedanken verloren, daß sie im ersten Augenblick gar nicht bemerkte, daß ihr jemand folgte. Bald orientierte sie sich über die Situation und

beschleunigte ihre Schritte. Aber dieses Manöver hatte den Zudringling nicht abgeschreckt, auch er begann rascher zu gehen. Sie hörte andauernd seine beschleunigten Schritte hinter sich. Das war ihr außerordentlich unangenehm, obwohl derartige Fälle sich sehr oft ereigneten.

In einem geeigneten Moment wendete sie vorsichtig den Kopf und bemerkte, daß es ein junger, eleganter und sehr hübscher Mann war. Auf diese Weise gelangten beide bis zum Schultor. Wie ein überfüllter Frühlingsbach strömte von diesem eine Schar Kinder heraus. Mit einem freudigen Ausruf liefen Hannchens Zöglinge an sie heran:

„Fräulein Hannchen, Fräulein Hannchen, denken Sie mal . . .“

Der junge Mensch, der ihr bis zu dieser Stelle folgte, stand abseits und verfolgte eifrig den ganzen Vorgang. Als er die Kinderstimmen vernahm, wandte er sich um und verschwand in der Menge.

Hannchen lächelte traurig. Sie hatte den Gedankengang des Unbekannten erraten: sie war doch nur eine Lehrerin, ein enterbtes Wesen, das für sein tägliches Brot schwer arbeiten mußte. Der Unbekannte war der Meinung, sie wäre ein Fräulein von besserem Hause — und hatte sich geirrt. Zum erstenmal vielleicht durchdrang ein Haß gegen den Beruf die Seele des Mädchens. Sie kehrte traurig, in Gedanken verloren, zurück, sie beachtete kaum das fröhliche Schwagen der Kinder, die an ihrer Seite liefen und sich über den Trübsinn der Erzieherin wunderten.

Die Hausgenossen wurden von ihrer Mißstimmung mitgerissen. Schweigend verließ die Mahlzeit. Hannchen aß sehr wenig und antwortete nur, wenn Fragen an sie gerichtet wurden. Nach dem Mittagessen wandte sich der Fabrikant an seine Gattin mit folgenden Worten:

„Was ist denn Fräulein Hannchen passiert? Sie war so verstimmt und hat fast gar nichts gegessen.“

Die Hausfrau zuckte gleichgültig die Achsel: „Ich weiß es tatsächlich nicht. Vielleicht ist sie magenkrank?“

Von diesem Tage an vollzog sich in der Seele des jungen Mädchens eine sonderbare Veränderung. Sie irrte traurig im Hause umher, und selten nur zeigte sich ein Lächeln um ihre Lippen. Die Kinder ärgerten sie, und die winzigen Berufs-unannehmlichkeiten, die sie früher mit Heiterkeit hinnahm, wurden ihr zur Last, schwer zu ertragen. Die Tage vergingen eintönig, wie die Tropfen des Herbstregens, und ihre Eintönigkeit erfüllten die Seele mit Langeweile und Widerwillen. Mit der ganzen Kraft sehnte sie sich nach etwas Unbekanntem, das diese Eintönigkeit unterbrechen könnte. Ihre frühere Heiterkeit verschwand, sie empfand nicht mehr die für sie erreichbaren Freuden, mit der ganzen Seele strebte sie zu einem besseren, leichteren Leben, und in Gedanken stellte sie sich fortwährend die Frage: Warum muß gerade ich vom Leben so benachteiligt, seiner sämtlichen Freuden und Vergnügen beraubt sein?“

Diese kleine Begegnung, die ohne Konsequenzen sein sollte, hatte für sie ungeheure Wirkungen. Sie klärte sie über ihre Lage auf und erfüllte das Herz mit einer derartigen Erbitterung, daß sie sämtliche Sticheleien, die sie früher gar nicht beachtete, jetzt wie tiefe und schmerzliche Wunden empfand. Traurig verstrichen die Tage. Warum war ihr so schlecht? Sie konnte sich darauf keine Antwort geben, aber ihre Seele seufzte in der Einsamkeit und in der Sehnsucht.

Und abermals begab sie sich eines schönen Tages in die Stadt, um irgend welche Besorgungen für die Hausfrau zu machen. Die von der Sonne abgebrannten Kastaniensblätter hingen schlafträchtig von den Zweigen herab, weder Kühlung noch Schatten spendend. Hannchen ging langsam, und das von der Sonne erhitzte Pflaster brannte ihre Fußsohlen. Die Straße war still und leer, so daß sie von der Ferne menschliche Schritte hinter sich hörte. Die Schritte näherten sich rasch und pakteten sich dann ihrer Gangart an. Hannchen erwachte plötzlich von ihrem träumerischen Nachdenken. Das Blut stieg ihr zu Kopf. O nein — um keinen Preis wollte sie es zulassen, daß sie jemand wieder be-

ruhige. Sie beschleunigte ihre Schritte, aber der Zudringling wich nicht, sondern er ging fast an ihrer Seite. Jawohl, das war er — derselbe. Sie mußte ihre ganze Widerstandskraft anspannen, um ihrer Gemütsbewegung Herr zu werden.

Sie blieb stehen.

Der junge Mann zog den Hut und verneigte sich tief:

„Gnädiges Fräulein . . .“

Sie hob stolz den Kopf, aber ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Sie irren sich, mein Herr. Ich bin nur eine bescheidene Lehrerin . . .“

Dieses Wörtchen „nur“ klang schmerzlich und bitter.

„Gnädiges Fräulein, ich weiß es gut, wer Sie sind; ich weiß auch, daß Sie Grund haben, mir zu zürnen.“

Eine flammende Rote überzog Hannchens Gesicht. Er entschuldigte sich . . .

Sie konnte sich später nie mehr erinnern, was weiter geschah. Sie wußte nur, daß sie mit ihm durch dunkle Seitengassen ging. Warum ging er nicht mit ihr durch die gewöhnlichen Straßen? Vielleicht darum, weil sie eine Lehrerin war, aber in diesem Augenblicke hatte dieser Gedanke nichts Kränkendes an sich. Seine weiche, sanfte Stimme linderte ihre Trauer, schläferete ihre Aufmerksamkeit ein.

Beim Gartentor verabschiedeten sie sich. Sie wurden von niemandem gesehen, die Straßen waren leer.

„Bis zum Donnerstag“, flüsterte er bittend. Sie reichte ihm die Hand. Das Wörtchen knarrte, der Haushund lief ihr entgegen.

Der junge Mensch blieb noch einen Augenblick stehen und sah Hannchen mit einem Lächeln nach. Sie war schön, jung und schlank wie eine Pappel.

„Also, noch ein Abenteuer“, sagte er für sich. Er wiederholte diese Worte mehrmals, als ob er sich an ihrem Klange berauschen wollte.

In Hannchens Seele gingen neue Veränderungen vor sich. Bisher war sie noch ein Kind, jetzt erwachte in ihr das Weib. Ihr schönes, goldiges Haar, das sie bisher zu einem Zopfe flocht und um den Kopf schlang, steckte sie in einen griechischen Knoten auf dem Nacken zusammen. Die Kleider schmückte sie mit Handstickereien und die kleinen Gegenstände in ihrem Zimmer pflegte sie mehrmals täglich abzustauben und abzuwischen. Warum tat sie das? Sie wußte, daß er nie zu ihr kommen wird, aber diese unbedeutenden Vorbereitungen lullten sie in die Phantasie ein, daß sie auf ihn warte, und das war ihr angenehm.

Die nächste Begegnung erweckte in ihrer Seele Gemütsbisse. Lange konnte sie in der Nacht nicht einschlafen und flüsterte im Traum: „Ich werde es nicht mehr tun, ich will keine geheimen Verhältnisse, keine Rendezvous.“ Zu gleicher Zeit aber flüsterte ihr eine geheime und unheilverkündende Stimme ins Ohr: „Du wirst hingehen, wirst dich nicht widersehen. Und du hast das volle Recht dazu . . . bist jung, mußt das Leben genießen!“

Im tiefsten Innern ihrer Seele war sie sich bewußt, daß es nicht in Ordnung war. Lügen und Geheimnistuerei verabscheute sie, und gerade diese zwei Elemente drangen in ihr bisheriges, zwar farbloses, aber ruhiges Leben ein und vergifteten es mit dem Nachgeschmack der Sünde. Sie litt darunter, konnte aber nicht widerstehen. Ihr Herz lechzte nach Liebe . . . Die mit ihm verbrachten Stunden — obwohl gewünscht und ersehnt — brachten ihr nicht das wahre Glück. Vom Hause mußte sie sich heimlich fortstehlen, falsche Gründe angeben, und dann lief sie atemlos durch die lange Allee bis zur bewachten Bank, auf welcher er sie erwartete. Aber auch hier zitterte sie vor unaufhörlicher Angst, und diese kurzen halben Stunden waren vergiftet durch die Furcht, ein Bekannter könnte sie sehen und ihre Brotgeber verständigen. So oft sie Schritte in der Nähe hörte, schob sie sich vom Geliebten weg, neigte das Köpfchen über

das Buch, das sie immer mitnahm. Seine Küsse waren leidenschaftlich, verursachten aber keine Freude, sie entflammten nur die Sehnsucht und die Wehmut.

Niedergeschlagen und erschöpft kehrte sie dann nach Hause zurück. Das goldige, aufgelöste Haar walle wehmütig auf dem erblassenen Gesichtchen, und in den Augen bargen sich Tränen. Eine Erleichterung erfuhr sie nur, wenn sie ihr Zimmer betrat, und doch sehnte sie sich nach einer neuen Zusammenkunft und tief gehorsam auf jeden Ruf. Sie liebte ihn — und konnte sich des Einflusses, den er auf sie übte, nicht erwehren. Er war schön, jung, stammte von einer hochangesehenen Familie — es vereinigten sich in ihm alle jene Lebens Elemente, nach welchen sie sich sehnte. Und dabei war er der erste Mann, auf den sie ihre Aufmerksamkeit lenkte, der erste, der ihr gefiel. Die Macht, die sie über ihn übte, erfüllte sie mit Stolz und Freude.

Nach und nach hörte sie das Verstoßene und Geheimnisvolle dieser Ausflüge zu plagen auf, die Gewissensbisse verstummten, und die anheilverkündende Stimme flüsterte ihr immer lauter und lauter ins Ohr: „Das Leben ist kurz, beeile dich, es zu genießen“.

Sie legte danach, es zu genießen, und aus diesem Grunde erdachte sie einen Vorwand nach dem anderen, um nur vom Hause zu entfliehen.

Und als sie schon am verabredeten Orte war, pochte ihr das Herz wie mit Hämmern, als sie seine Lippen auf den ihrigen fühlte.

Er brachte ihr kleine Aufmerksamkeiten. Zuerst pflegte sie diese stolz zurückzuweisen; er lehnte aber immer solange um Annahme, bis sie endlich nachgab. Mit der Zeit wurden die Geschenke immer wertvoller, und es wurde jedesmal schwieriger, sie zurückzuweisen. Langsam, Schritt für Schritt, rollte sie in den Abgrund. Es kamen Tage vor, in welchen sie von der Erstarrung erwachte. In solchen Tagen war die Sehnsucht nach dem früheren, ruhigen, reinen Leben so empfindlich, daß Hannchen den Entschluß faßte, mit diesem Lebenswandel abzubrechen und die Zusammenkünfte mit dem Geliebten einzustellen. Aber wie schwer war es, zur alten Langeweile zurückzukehren. Wie kann man das Herz mit eigenen Händen aus der Brust herausreißen?

Die Kinder empfanden die Änderung, die mit der Lehrerin vor sich gegangen ist. Sie sahen, daß sie aufgehört hatte, zu ihnen zu gehören, daß ihre Gedanken weit vom Kinderzimmer entfernt waren. Dies hatte zur Folge, daß auch sie sich von ihr entfernten, hörten auf, Freude und Leid mit ihr zu teilen. Ihre Seelchen waren der Lehrerin gegenüber sozusagen verschlossen. Das Leben wurde unerträglich, und doch hatte sie nicht die Kraft, ihren Gefühlen zu entsagen. Bis zu dieser Zeit schritt sie noch auf dem schmalen Pfad der Tugend, aber dieser Weg wurde jedesmal beschwerlicher, jedesmal enger und — dem Abgrund näher.

Es erwachte in ihr auch das Verlangen nach vornehmer Toilette. Sie konnte nicht oft genug Spitzen, Lederhandschuhe und Seidenstrümpfe bewundern, die er ihr zum Geschenk gemacht hatte. Aus Furcht vor ihren Brotgebern pflegte sie diese Kostbarkeiten nicht anzuziehen, aber abends, in ihrem Zimmer, legte sie alles an und ergötzte sich am Geräusch der Seide und an dem Schimmern der Kleinodien.

Auch ihr Verhältnis zum Geliebten änderte sich — die Küsse wurden jedesmal leidenschaftlicher, die Sehnsucht stärker. Eines Tages erlaubte sie sich, eine Frage zu stellen, die ihr lange am Herzen lag.

„Sage mal, Liebster, was wird mit mir werden?“

„Hm...“, sagte er nach einer Weile, „du kannst bei mir sein...“

„Bei dir?“
Er lachte unentschlossen: „Jawohl, bei mir. Heiraten kann ich dich selbstverständlich nicht, aber du wirst doch begreifen... bist kein kleines Kind...“

Sie sah auf ihn mit erschreckten, weit aufgerissenen Augen; sie hatte verstanden, woran er dachte und verspürte eine eisige Kälte im Herzen. Es ist also so weit gekommen, daß man ihr derartige Vorschläge machte...

An diesem Abend sprach sie kein Wort. Die ganze Nacht verbrachte sie schlaflos. Nächsten Morgen raffte sie alle Geschenke zusammen, verpackte sie und beschloß, alles zurückzuschicken. Drei Tage lag das Paket in der Schublade, — sie hatte es nicht zurückgeschickt. Nach einigen Tagen beruhigte sie sich vollkommen, legte es so aus, daß der junge Mann diesen Vorschlag ohne irgendwelche böse Absicht gemacht hatte, — er sagte es nur so, ohne Überlegung. Sie wird selbstredend darauf nicht eingehen, aber es liegt kein Grund vor, deswegen zu zürnen, oder sich

zu kränken. Soll denn ein unüberlegtes Wort ihr Verhältnis ändern? Ach nein, nein! Wozu soll dieser Kummer?

Es verstrichen einige Tage. Eines Abends entfernten sich die Herrschaften von der Wohnung und auch der Dienerschaft wurde erlaubt, diesen Abend nach Belieben zu verbringen. Die Lehrerin blieb allein. Da ertönte im Vorzimmer die Glocke, — sie ging, um die Tür zu öffnen und wich plötzlich zurück... Er stand an der Tür...

Erschreckt stieß sie seine ausgebreiteten Arme zurück.

„Was hast du gemacht?“ „Wie konntest du hierherkommen?“

„Habe keine Angst, Liebste“, flüsterte er, sie leicht wegschiebend, und trat ein. „Habe keine Angst und verjage mich nicht. Deine Herrschaften sind jetzt im Theater und die Dienerschaft ist auch nicht da. Es wird niemand kommen und niemand wird uns überraschen. Ich möchte deine Wohnung und deine Umgebung ansehen... Ich verbleibe nicht lange, nur einen Augenblick...“

Mit sicherer Hand öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer, während sie ihm betäubt und zitternd folgte.

„O, bedenke nur, was wäre, wenn jemand kommen möchte!“ kispelte sie weinend.

„Sei unbesorgt, es kommt niemand, sie sind doch im Theater...“

Er zog sie an sich, ihren Mund und ihre Augen mit gierigen Küssen bedeckend.

In diesem Augenblick knarrte leicht die Tür. Das war ihre Brotgeberin, die wegen eines vergessenen Gegenstandes zurückkehrte. Einen Augenblick stand sie schweigend da und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, Hannchen fiel schwer auf einen Stuhl und heisse Tränen floßen aus ihren Augen. Sie wußte, daß es das Ende bedeutet, daß es keine Rettung gibt.

Der junge Mann sah sie eine Weile schweigend an, es war ihm seltsam unangenehm und unheimlich, — dann ergriff er den Hut.

Sie erhob den Kopf und sah auf ihn mit glanzlosen Augen.

„Du gehst fort?“, fragte sie, und als er sich schweigend der Tür zuwendete, rief sie abermals mit herzerreißender Stimme: „Du gehst fort?“

„Was soll ich denn sonst machen? Ich kann dir gar nicht helfen!“

„Und ich? Was soll mit mir geschehen?“

„Du wirst dir eine andere Stelle suchen müssen...“

Diese Worte machten ihr die ganze Situation klar. Sie wird also das Haus, in dem sie so viele Jahre verbrachte, an dem sie trotz allem mit Leib und Seele hängt, verlassen müssen. Sie wird Abschied nehmen müssen von diesen Menschen, von diesen Kindern, von ihrem Zimmer, von den Blumen, die sie so gern zu pflegen liebte?

Sie war derart in ihren Gedanken vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, wie er sich entfernte.

Nächsten Morgen erhielt sie ihren Monatslohn, das Zeugnis und den unbedingten Befehl, das Haus ohne Zögern zu verlassen. In ihrer Verzweiflung ging sie zur Hausfrau, erzählte ihr alles, ohne auch nur das Geringste auszulassen. Aber die Fabrikantengattin hörte ihre Worte mit eisigem Schweigen an. Alles war zu Ende. Mit gefalteten Händen lehnte sie, man möge sie nicht verjagen, sondern noch einmal zur Probe anstellen. Es hat nichts genützt. Man erlaubte ihr nicht einmal von den Kindern Abschied zu nehmen.

Weinend packte sie ihre Sachen und verließ das Haus, in welchem sie fünf Jahre lang die Pflichten einer Mutter und Erzieherin erfüllt hatte, ein Augenblick machte einen Strich durch die bisherigen Leistungen, durch ihr ganzes Leben.

Sie fand eine andere Stellung, aber nur für kurze Zeit. Die neue Brotgeberin erkundigte sich bei der früheren. Das Ergebnis lag klar auf der Hand — sie wurde entlassen. Dieser Fall wiederholte sich mehrmals.

Überall erkundigte man sich, aus welchem Grunde sie die erste Stelle verlassen hatte, worauf die sofortige Entlassung erfolgte.

Ihre Augen nahmen einen matten Glanz an und ihre Bewegungen erinnerten an ein gehetztes Tier.

Nach ein einziges Mal lächelte ihr das Glück zu. Sie fand eine Stelle, wo man nach ihrem früheren Leben nicht fragte. Sie beruhigte sich und begann normal zu arbeiten und zu leben. Sie spielte mit den Kindern und erfüllte die schweren Pflichten nach bestem Willen. Das dauerte aber nicht lange. Auch hier erfuhr man alles und kündigte ihr die Stellung.

Das war für Hannchen zu viel.

Sie holte vom Koffer alle schönen Gegenstände, die sie vom Geliebten erhalten hatte, zog die seidenen Strümpfe, Lackschuhe und Lederhandschuhe an, warf den schönen Pelzkragen über. „Es soll also geschehen... Ich will das sein, wofür mich die Menschen halten!“

Auf der Turmuhr hatte es acht geschlagen, als sie, auf diese Weise geschmückt, seine Wohnung betrat...

Grausame Erzieher.

Religion und Segualität in alter und neuer Zeit.
Von M. Henniger.

Das skandalöse „erzieherische“ Auftreten des scheinbar sadistisch angehauchten Pfarrers Hickmann trägt das Gepräge mittelalterlichen Charakters. Ganz offenbar wirken sich in ihm jene religiös-verbrecherischen Dämonen aus, die schon zahllose seiner Vorgänger (wenn auch meist katholischer Konfession) zu Besessenen machte, deren Pflegebefohlenen die Opfer ihrer Willkür und Mißstimmungen, ja Grausamkeiten wurden. Ererbte, unterdrückte Komplexe drängen hier zur Entladung — die Gesetze des Ultramontanismus erfüllen sich. Es wird manchen wundern, daß „Religiosität“ sich mit der Ausübung verbrecherischer grausamer und unsittlicher Handlungen verträglich Gewohnheits- oder berufsmäßiger „Glaube“ ist ja ganz gedankenlos und in Schematismus oder Kultus erstarrt — infolgedessen lassen sich allerhand niedrige Handlungen in Gottes Namen damit vereinen. — Es gibt keine Hure und keinen Dieb, die ohne Religion sind!“ sagt ein spanisches Sprichwort und die italienische Prostituierte hat ein Heiligenbild über dem Bett hängen und betet den Rosenkranz...

Es ist verständlich, daß jemand, der aus beruflichen Gründen stets gegen die „Sünde“ zu zetern hat, „und den Kampf gegen das Fleisch“ verkünden muß, schließlich auch mal Lust bekommt, von der verbotenen Frucht zu kosten...

Wir alle sind mal zur Schule gegangen und haben uns der naiven Illusion hingegeben, daß es auf der Welt nichts anderes gäbe, als was in den Lehrbüchern steht. Manche Menschen sind so beneidenswert, sich diesen Rinderglauben ihr Lebenlang zu bewahren. Wir lernten unter anderem, daß alle Menschen „gut“ seien, besonders der Herr Lehrer, der Herr Pfarrer und unsere Erzieher, schlechthin — das waren alles Leutchen der Menschheit. Diejenigen aber, die den angeborenen oder adressierten Autoritätsinstanzen übermanden und den eingebildeten oder geglaubten Autoritäten unter das sogenannte metaphysische Hemd sehen lernten, machten gar bald die Entdeckung, daß gerade ihre „Lehrbücher“ und ihre Erzieher doch oft von sehr zweifelhafter Beschaffenheit waren und bestenfalls nur der Wert einer freundlich und wohlmeinend dreinschauenden Herbstsonne ohne Kraft hatten. Kraft und Erziehung fürs Leben, ja, die mußte man aus ganz anderen Quellen schöpfen. Aber — wehe denen — die nicht nur das erfuhren, sondern die von ihren Erziehern und Seelsorgern sowohl moralisch als auch körperlich in Zwangsjacken gesteckt, und die die Opfer der zum Selbstzweck erhobenen Grausamkeiten wurden. Sie werden das nie vergessen können und vielleicht sogar ihr Lebenlang darunter leiden.

Die Geschichte der geißelnden „Seelsorger“ und „Seelenhirten“, ob nun in der Gestalt von asketischen Mönchen oder Priestern oder auch Erziehern schlechthin, geht bis aufs Mittelalter zurück. Im 12. Jahrhundert bereits durchzogen flagellantische Geißler, von Italien kommend, über Frankreich nach Deutschland denselben Weg, den merkwürdigerweise Kultur und Kunst auch immer nahmen. Diese Besessenen wüteten mit den Pestepidemien um die Wette. Die westeuropäischen Länder wurden durch die Sensationen der religiösen Flagellanten in Schrecken versetzt. Unter der Führung glaubenswütiger Mönche zogen Hunderte von Männern und Weibern, fast unbekleidet, sich gegenseitig geißelnd und zerfleischend von Land zu Land, um angeblich in Marterqualen Seelen- und Gewissensfrieden zu finden. Daß diese Flagellantenseuche aus sexuellem Boden emporkeimte und daraus ihre Nahrung zog, bewiesen die sich an die Geißelungen anschließenden sexuellen Orgien.

Über die religiösen Geißelungen der Klöster, bei denen nur zu oft die Nonnen von den Mönchen durchgepeitscht wurden, kann man in alten Chroniken wahre „Schauerballaden“ lesen. Diese klösterliche Zucht erhielt den „wissenschaftlichen“ Namen Disziplin, worunter man die „Erziehung zum Gehorsam und die Unterwerfung des Willens unter ein Gesetz zu verstehen hatte. Wenn man sich nur „wissenschaftlich“ gebildet und „wissenschaftlich“ aussieht — da kann man sich ja allerhand erlauben — das mußte auch die katholische Kirche und machte davon fleißig Gebrauch.

Bezeichnenderweise gab es eine „obere“ und eine „untere“ Disziplin. Das hatte etwa nichts mit Rangklassen zu tun, sondern lediglich mit den oberen oder unteren Körperteilen, die man zu „erziehen“ beabsichtigte. Typischerweise fand die „untere Disziplin“ natürlich bei der Erziehung von Frauen häufig Anwendung. Die mittelalterlichen Mönche standen hinter den Griechen insbesondere nicht zurück, als sie den ästhetischen Reiz einer „Venus Kallipygos“ durchaus zu schätzen wußten — sie waren routinierte und raffinierte „Boyeurs“. Verschiedene Mönche und Bischöfe steigerten die Handhabung der Rute zu raffiniertester Virtuosität und fanden auch viele ekstatische, nach dem nervenfolternden Blick der dreigeschwänzten Geißel verlangende Anhängerinnen.

Das ging so weit, daß die Züchtigung sogar in den Dienst des Beichtstuhls gestellt wurde. Nach abgenommener Beichte wurde den Sündern in der Sakristei oder hinter den Altären auf den nackten Körper (vorgeblich eine außerordentliche Unterwerfung unter den Höchsten) die Disziplin erteilt. Besonders die Jesuiten zeichneten sich durch eine wahre Eier aus, entblößte Frauenkörper auf listigste Art mit der Rute zu bearbeiten. Nur Damen der Aristokratie hatten das Privilegium, ein Kleid, wenn auch nur ein ganz leichtes und durchsichtiges, tragen zu dürfen. Die Kulturgeschichte nennt viele berühmte Patres mit Namen und die skandalösen Ereignisse am portugiesischen Hof, in den Niederlanden und in Frankreich samt der Affäre des deutschen Paters Achazius von Düren und der Nonne Alberta aus Bayern mit samt allen dazugehörigen sexuellen Ausschweifungen kann man nicht gerade als einen Teil der Kirchengeschichte, sondern eher als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der verbrecherischen vita sexualis betrachten.

Über die Grausamkeiten in klösterlichen und ähnlichen Erziehungsanstalten weist die Kriminalistik genügend Material auf, das bis in unser Zeitalter reicht und beweist, daß sich der Drang zur Menschenquälerei gerade am stärksten bei „religiösen“ Erziehern ein Ventil sucht. Man mag über Prügelschlägen denken wie man will — aber zwischen einem wohlverdienten Klaps und irgendwelchen verantwortlichen Maßnahmen und sadistischen Erziehungsmethoden ist ein himmelweiter Unterschied.

Die Prozeßberichte, in deren Mittelpunkt verschiedene Klöster, Stifte und Waisenhäuser stehen, sind eher ein Beitrag zur Kriminalität der Erzieher als zur „Geschichte der Pädagogik.“ Im Jahre 1902 wurden die Mißstände in einem Nonnenkloster in Tours, „Notre Dame de Charité“, bekannt, die dort in Anwendung gebrachten Methoden entsprachen in allem den mittelalterlichen Vorbildern. Die Sünderinnen (es handelte sich um „verwahrloste“ Kinder), mußten anderen die Füße küssen, bekamen allerhand unappetitliche Gegenstände in den Mund gestopft, wurden Stunden, Tage und Wochen in Zwangsjacken gesteckt und dergleichen mehr. Eine Nonne, Marie Sainte Rose du Couer Jesus, tauchte die Köpfe der Zöglinge, die Zwangsjacken anhattien, unter Wasser, bis diese fast verroteten. Sie schmiedete ihnen Exkremente ins Gesicht und sperrte sie in die „Totenkammer“ ein, was begreiflicherweise auf Kinder eine entsetzliche Wirkung haben mußte, und das alles im Namen der Caritas!

Die Stiftsoberin Heuster vom Maximilianstift in München versuchte sogar ein Salzsäureattentat auf ihr Dienstmädchen und zeichnete sich auch sonst durch ein so unmenschliches Gebaren aus, das ihr die Verurteilung zu sechs Jahren Zuchthaus einbrachte.

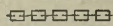
In Potsdam spielte sich auch ein Kindermißhandlungsprozeß ab gegen eine Schwester Carolina vom Sankt-Josefs-Waisenhause. Diese „Me Seele züchtigte die ihr anvertrauten Knaben mit fünfzig Hieben pro Umgang.“

Auch die Klosterfrauen vom „Guten Hirten“ (Wien), hatten bei ihren Pflegebefohlenen die Zwangsjacke eingeführt (im Jahre 1906). Ein Junge hatte drei Tage und Nächte in der Zwangsjacke auf dem bloßen Boden liegen müssen.

Dasselbe gilt auch besonders für Erzieherinnen in englischen Mädchenpensionaten und Anstalten, wo der reinste Flagellantenbetrieb herrscht. Das alles sind „streng reelle“ Erzieherinnen, die einen außerordentlich anregenden Unterricht erteilen.

Der Fall des berühmten Lehrers Dippold ist wohl noch vielen in Erinnerung. Es gab und gibt auch weibliche Dippolds und andere Bestien in Menschengestalt, deren verbrecherische Wirklichkeit oft nie oder erst nach Jahren an die Öffentlichkeit kommt — meist zu spät, wenn die Opfer ihrer Willkür den lebenslänglichen körperlichen und seelischen Schaden davongetragen oder gar den Tod gefunden haben, was auch schon dagewesen ist.

Außerordentlich viel zu denken gibt es aber, daß die meisten derartigen Menschheitsbeglückter gerade aus katholischen oder wenigstens fanatisch religiösen Kreisen hervorgegangen sind und hervorgehen.



Die Blutrache auf Korsika.

Der Preßtelegraph meldete aus Ajaccio, der Hauptstadt Korsikas und dem Geburtsort Napoleons I., daß vier Männer in die Wohnung der Familie Mancini eingedrungen seien und den Familienvater nebst zwei Söhnen im Alter von 25 und 30 Jahren erschossen haben, weil diese unter dem Verdacht standen, den berühmten korsischen Banditen Romanetti verraten zu haben. In einer späteren Nachricht wurde dann erklärt, der Überfall habe gerade deshalb ein so ungeheures Aufsehen auf der Insel erregt, weil es sich nicht um Mord, sondern um einen Raubmord gehandelt habe, wobei den Verbrechern bloß 3000 Franken in die Hände gefallen sein sollen. Trotzdem ist dieses Verbrechen und die naheliegende Vermutung eines Aktes der Vendetta geeignet, sich dieselbe und den Banditen Romanetti in Erinnerung zu rufen.

Wer war Romanetti und welche Verwandtnis hat es mit der korsischen Blutrache?

Ronce Romanetti, der „König des korsischen Dickichts“, lebte seit seinem 16. Jahre in der undurchdringlichen Strauchwildnis der Insel. Über weite Strecken des Landes wuchert der für Korsika so überaus charakteristische Buschwald, welchen man die Macchie heißt. Er setzt sich zusammen aus allerlei wohlriechenden Kräutern und Sträuchern, wie Myrthe, Erika, Rosmarin, Thymian, Ginster, Farnkraut, Lorbeer- und Erdbeerbäumen und ist häufig ebenso undurchdringlich wie unausrottbar. In diese endlosen Macchiebüsche flüchten die korsischen Banditen und halten sich hier, gewöhnlich vom Volke beschützt, vor den Verfolgern versteckt. Ohne diese Macquis läßt sich die Vendetta gar nicht denken. Romanetti war ehemals Fleischer. Als ihm eines Tages ein Kind abging, holte er sich ein anderes von irgendwo. Der Eigentümer des Kindes zeigte daraufhin Romanetti bei der Polizei an und verlangte seine Bestrafung. Romanetti suchte durch die Vermittlung eines Freundes die Sache in Ordnung zu bringen, doch als eine gütliche Verständigung nicht gelang, blieb der Kläger als Leiche auf der Strecke. Romanetti hatte ihn erschossen und war in die Wildnis geflohen. Der gesamte polizeiliche Apparat von Korsika war ständig auf der Suche nach ihm, und sämtliche Verbrecher-alben Europas enthielten sein Bild. Im Laufe der Zeit soll er vier weitere Morde begangen haben, die man ihm allerdings nicht nachweisen konnte. Viermal wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt.

Beim korsischen Volke erfreute er sich großer Beliebtheit, denn er warf sich gerne zum Verteidiger der Armen und Bedrückten auf und soll ein vollendeter Kavaller und tiefreligiöser Mann gewesen sein. Er spielte auf dem Grundstümmarkt der Insel eine bedeutende Rolle; wenn einer seiner zahlreichen Freunde ein Haus kaufen wollte und der Hauseigentümer einen mageren Preis verlangte, so sprach Romanetti beim Hauseigentümer vor, und der Kauf kam zustande. Angesehene Fremde, die gelegentlich mit diesem berühmtesten Banditen in Berührung kamen, schilderten seine Höflichkeit, Würde und Gastfreundschaft. Ahtzahn Jahre lang lebte er unter ständiger Todesdrohung, und ab und zu erlaubte er sich einen Besuch in der Hauptstadt Ajaccio. Man erzählt sich von ihm auf Korsika folgende Episode:

Ein korsischer Gendarm war von Frankreich nach Korsika gekommen und hatte erklärt, er wolle die Ordnung des Festlandes auch auf der Insel einführen, und Romanetti werde bald der Gerechtigkeit überworfen sein. Eines Tages saß der Gendarm im Café Napoleon in Ajaccio bei einem Aperitif und wurde dabei von einem höflichen Manne wie folgt angesprochen: „Ich höre, mein Herr, Sie haben den Wunsch, mich zu finden. Sie sollen nicht lange suchen, hier bin ich. Romanetti mein Name. Ronce Romanetti.“

Darauf zahlte der Gendarm und verließ schleunigst das Café. Im April 1926 ereilte Romanetti das Schicksal, von einem Gendarmen in der Hinterhalt gelockt und erschossen zu werden. Sogleich hieß es, daß bei dieser Tat Verrat im Spiele gewesen sei, und der größte Verdacht lenkte sich auf die Familie Mancini. Nun wurde der Verrat gerächt, wie es die Vendetta verlangt.

Die Vendetta oder Blutrache ist ein überbleibsel mittelalterlicher Gerichtsbarkeit. Sie ist in keiner Weise mit dem Räuberunwesen auf Sizilien zu vergleichen. Denn niemals wird

ein Korse töten, um den Toten zu berauben; er tötet nur aus dem Gefühl heraus, ein begangenes Unrecht zu rächen.

Die Vendetta hat aber ihre Ursache nicht allein in dem jähzornigen Temperament des Korfen, der jede Beleidigung und jedes Unrecht auf der Stelle zu rächen sucht, sondern sie wurzelt vornehmlich in der Cliquenwirtschaft der einflussreichen Familien, die im Besitze der Gemeindeämter sind und die Gegenpartei schonungslos unterdrücken und auszubeuten suchen. Ist einmal Blut geflossen, so schreit dieses Blut nach dem unerbittlichen Gesez der Vendetta nach neuem Blut. Die korsische Ehre verlangt vom Vater, Bruder und Sohne des Gemordeten, daß er die Untat räche. Die Verwandten des Getöteten schleppen die Kinder zur Leiche, lassen sie mit dem Blute des Toten sich bekreuzigen und dabei schwören, daß sie nicht mehr ruhen und rasten wollen, bis sie im Besitze sind von der Hand, die losgedrückt, dem Auge, das gezielt, und dem Herzen, das den Frevel ausgeht.

Den Korfen erscheint die Blutrache nicht als ein Verbrechen, sondern als eine Ehrenpflicht, und sie sind weit davon entfernt, im Banditen einen Mörder in unserem Sinne zu erblicken. Es wird nie vorkommen, daß ein korsischer Bandit einen Fremden überfällt und beraubt, so wenig wie ich es auf Korsika erlebt habe, daß jemals ein Fremder durch Bettel belästigt worden wäre. Dazu sind die Korfen viel zu stolz.

Ist ein Totschlag erfolgt, so entzieht sich der Täter dem Arm der Gerechtigkeit durch die Flucht in die Macchienwälder, wo er von den Gendarmen wie ein wildes Tier gehegt, oft jahrelang ein kümmerliches Dasein in der Einsamkeit und Verlassenheit der Berge fristet. Seine Angehörigen versorgen ihn mit Speise und Pulver, und niemals wird es jemand wagen, den Aufenthaltsort des Banditen zu verraten, denn jeder Korse weiß genau, daß ihr dafür früher oder später die Rache des Banditen oder seiner Verwandten ereilte. Wer da glaubt, daß die korsische Mutter oder Gattin Begnerin der Blutrache sei, der kennt die korsischen Frauen nicht. Sie sind es in vielen Fällen, die dem zaudernden Manne Feigheit vorwerfen, ihn auf seine heiligsten Pflichten aufmerksam machen und ihm die rächende Waffe in die widerstrebende Hand drücken. Selten kommt es vor, daß zwischen zwei sich befehdenden Familien Friede geschlossen wird. Oft aber war es in früheren Jahren der Fall, daß ganze Geschlechter der blutigen Vendetta zum Opfer fielen. In vergangenen Jahrhunderten soll die Blutrache oft mehr als 1000 Menschen im Jahre gefordert haben, zumeist Männer in den besten Jahren. Neben den vielen Kriegsmirren trägt die Vendetta große Schuld an der Entvölkerung der Insel.

Wenn die Vendetta heute nicht mehr die gleiche Bedeutung wie früher hat, so ist dieser blutige Brauch doch keineswegs verschwunden. Ich selbst erlebte einen Fall der Blutrache in Ajaccio, wo anlässlich eines Volksfestes an einem Sonntagmorgen ein Mitglied der Musikkapelle von Bachia von der rächenden Kugel aus dem Revolver eines Banditen schwer verletzt wurde.

Im engen Zusammenhang mit der Vendetta steht ein anderer korsischer Brauch: die Totenklage. Wenn nämlich jemand durch Mord gestorben ist, so wird sein Leichnam auf ein tischähnliches Gestell gelegt, und die Frauen seiner Familie und Verwandten umtanzen mit aufgelöstem Haar und wild gestikulierenden Händen den Toten. Durch leidenschaftliche Gebärden und lautes Schreien geben sie ihrem tiefen Schmerz Ausdruck. Sie erregen sich gegenseitig mit ihren Klagerufen und Nachschwüren, und eines dieser Klagerufer, die sogenannte Voceratrice, singt vor einem zahlreichen Publikum ein selbstverfaßtes Lied auf den Toten. Oft singen mehrere Frauen wechselweise, oder es singt die Frau oder Tochter des Verstorbenen selbst die Totenklage. Das Lied bringt in bitterreicher Sprache eine Darstellung des Lebenslaufes des Toten und schließt mit einem Trost an die Hinterbliebenen oder einem furchtbaren Nachschwur. Ist jemand eines natürlichen Todes gestorben, so klagt man den Dahingegangenen an, warum er die Seinigen so früh verlassen hat, oder man verherrlicht die guten und schönen Taten des Verstorbenen. Dann heißt es etwa:

Abgedorrt im Glutensauche
Fiel der Eichbaum krachend nieder,
Und schon wäht' ich ihn erstorben;
Aber als ich wiederkehrte,
Sah, da sproßt aus seiner Wurzel
Schon ein neues Reis hervor

Drum getrost, o Magdalena,
Denn es herrscht dein Sohn im Hause;
Jenes Reis sproßt auf zum Baume;
Unterm Schutz der starken Äste
Magst du wohlgeborgen schlummern,
Träumen vom gefall'nen Stamm.

Von hinreißender Gewalt ist der Rache-
schwur an der Leiche eines Gemordeten. Um
sich einen Begriff davon zu machen, seien hier
zwei Strophen eines Liedes wiedergegeben.

Doch dies Blut, das schuldlos edle,
Aufgefangen hat's die Waise
In die Schale ihres Jammers;
Und sie goß die blut'ge Schale,
Goß den Fluch des Strafgerichtes
über Pietranera aus.

Gott zum Zeugen! Und die Rache
Soll im stolzen Pietranera
Erst an jenem Tage schweigen,
Da mit Blut des feigen Mörders
Eines edlen, freien Mannes
Nachtverborg'ner Tod geführt!

In der Abgeschiedenheit der Insel haben sich
diese und andere Gebräuche bis auf den heuti-
gen Tag erhalten. Zuweilen findet man am
Wege eine Art Denkmal für die Opfer der
Blutrache; es werden nämlich an der Stelle,
wo jemand getötet wurde, von den Vorüber-
gehenden Steine und Zweige hingeworfen, so
daß im Laufe der Zeit ein Steinhügel als
Denkmal entsteht.

An der Grenze.

Vom Kampfe gegen die Faschisten in Italien.
Von Kurt Klüber.

Die Genossen, die über die Grenze kommen,
sind müde und zerschlagen. Viele auch verwun-
det, angeschossen, zerprügelt. Aber sie sind doch
nicht eingeschüchtert oder verzweifelt. Wenn sie
den kleinen Schmugglerweg heraufkommen,
wenn sie den Bahn verlassen, der sie über den
See getragen hat, die Verkleidung ablegen, die
sie umgebunden haben, dann sind sie sofort wie-
der die alten Kämpfer, die den Gefahren wei-
ter trogen werden.

Sie kommen von Westen und von Osten. Der
dicke Karlo, der gestern gekommen ist, kam aus
Mailand. Mailand ist ruhiger geworden. Aller-
dings sind auch fast alle bekannten Genossen
schon ausgehoben. Die letzten gestäubt. Einigen
hat man Petroleum eingegossen Lebertran, bis
sie fast erstickt sind. Auch die kleine Flugblätter-
zentrale ist aufgehoben worden. Die gute, alte
Anetta, die die Flugblätter verborgen hatte,
haben die Häfcher halb tot geschlagen. Den Mann
mitgenommen. Mit ihm ein Duzend andere. Der
dicke Carlo ist wohl der einzige, der ihnen ent-
ronnen ist.

Der lange Enriko kam aus Genua. In Genua
ist es noch nicht so ruhig. Genua hat Schlupf-
winkel, in denen sich die letzten Genossen noch
verteidigen können. Sie haben auch immer Mög-
lichkeiten, auf die Schiffe zu fliehen, denn die
Matrosen der fremden Länder halten zu ihnen.
Aber das Leben wird dadurch nicht leichter. Die
Kämpfe nur erbitterter. Enriko sprach von gan-
zen Schlachten in den Hafenvierteln. Von Um-
zingelungen. Von dem Sturm auf die geheime
Druckerei. Es gab Tote und Gefangene. Die Ge-
fangenen wurden hinterher auch erschossen.
Einige deportiert. Auf die Inseln. In die Schwefel-
gruben. Die Faschisten von Genua sind Teufel.

Drei Tage vorher kamen Genossen aus Si-
zilien. Sie waren quer durch das ganze Land ge-
zogen. Mit den Bettlern. Manchmal auf Bauern-
karren. Immer nachts. Gespeist von Klosterbrü-
dern. In kleinen Tavernen. Einmal hatte man
sie auch schon festgenommen. Zwei sind in den
Händen der Miliz geblieben. Die anderen sind
aber wieder befreit worden. Von Ziegenhirten.
Von Ziegenhirten, von Pächtern. Es gibt noch
tapfere Kerle zwischen Messina und Neapel.

Sogar von Rom sind Genossen gekommen.
In der heiligen Stadt treiben es die Faschisten
mit am schlimmsten. Von Neapel, dem kleinen
Neapolitaner war das Handgelenk gebrochen.
Von Triest. Nach Österreich zu ist die Grenze zu
scharf bewacht. Hunderte sind es schon, seitdem
der Kampf und die Verfolgungen begonnen
haben. Mehrere Hundert. Bald eine ganze
Legion.

Die Genossen, die über die Grenze kommen,
erzählen aber nicht nur von Verfolgungen und
Deportierungen. Sie erzählen auch von Erfolgen.
Von Schlägen gegen die Faschisten. Von Aus-
sichten.

Enriko, der Mailänder, berichtet, daß die
Miliz in den Vorstädten und in den kleinen Dör-
fern schon mehr Arbeiter hat wie Bürger.

Sie haben Gewehre, Pistolen, Munition. Den
richtigen Wind hinein und sie rufen nicht mehr:
„Es lebe Mussolini! Sie rufen wieder: „Es lebe
der Klassenkampf, es lebe die Revolution!“

Die Genossen von Sizilien bringen noch
bessere Nachrichten. Die Bauern im Süden mur-
ren schon. Was hat Mussolini gesagt? Italien
den Italienern! Ihr Land gehört aber immer
noch diesen dürren und steifen Baronen. Diesen
sauerfüßen Grafen und Adligen auf den Kastel-
len. Die Pacht oder die Arbeit ist auch noch nicht
geringer oder gestundet worden. Die Oberen
pflegen sich weiter. Der Bauer ist Dreck. Der
Bauer ist Vieh. Trotz des Faschismus.

Und ist der Bauer abgefasst. Der Zins? Die
Aufkäufer? Wer kommt? Der gleiche Mann aus
der Stadt. Seht die Preise so tief, daß es kaum
zum Leben reicht. Pfändet, läßt verkaufen. Sie
sollen weiter auswandern. Sie sollen sich weiter
zu Tode schufsten. Italien den Italienern! Es
war eine Finte. Es war eine Lüge. Sie sind be-
trogen worden!

Der Bauer ist aber noch besser bewaffnet wie
die Arbeiter in Mailand. Der Murrende wird
einmal rebellieren. Der Rebellierende wird nach
den Versprechungen greifen, die ihm gemacht
wurden. Eines Tages wird er sie einlösen.

Und in Neapel? Der Hunger und die Arbeits-
losen wachsen wie eine Lawine zusammen! Und
in Rom? Und in Genua? Die Genossen in den
Hafenvierteln warten nur auf den Tag, wo sie
aufs neue zu den Waffen greifen können.

Die Feuer der italienischen Revolution glim-
men also trotz Unterdrückung und Deportation
weiter. Sie schmelzen sogar schon heller. Sie flam-
men sogar schon höher. Funken hinein! Bald
brennen sie wieder!

Die Genossen, die wieder über die Grenze
zurückgehen, nehmen die Funken mit.
Flugblätter!

Die Genossen aus Sizilien fahren mit ihnen
bis hinauf nach Zürich. Nach Innsbruck, dann
nach Fiume. Nach einigen der kleinen kroati-
schen Hafenviertel hinunter. In den Städten war-
ten sie auf ein Schiff. Segeln dann bis hinüber
an ihre Küste. An ihrer Küste werden sie von
kleinen Fischkuttern aufgenommen, werden selb-
er Fischer. Stechen die Flugblätter unter den
zappelnden Fang. Landen, schmuggeln sie weiter
bis hinüber nach ihren Inseln. In sechs oder
sieben Tagen sind die Funken dort.

Die Genossen aus Neapel, aus Rom, fahren
erst nach Frankreich. Nach Marseille. Nach Nizza.
Dann gehen sie auch auf Schiffe. Manche unten
in die Lagerräume. Manche als Passagiere.
Manche als Heizer oder Matrosen. Die Flugblät-
ter haben sie in Ballen oder Kisten.

Die Genossen, die nach Genua oder Mailand
gehen, müssen sich die Flugblätter aber um den
Leib binden. Sie tragen sie auch zu Fuß über die
Grenze und der Weg bis hinüber nach Como ist
der gefährlichste und am stärksten bewachte. Der
dicke Karlo verschwindet deswegen wieder in
seinen Frauenkleidern. Der hagere Enriko geht
als Bauer den Pfad zum See hinunter.

Bevor sie den Pfad verlassen und in die
Straße einbiegen, sehen sie noch einmal zurück.
Sie winken sogar herauf.

Tapferer Karlo!
Tapferer Enriko!
Hoffentlich sehen wir uns wieder!

Der Aal.

Naturwissenschaftliche Blaudelei von B. Preger.

Der Aal ist von jeher eines der rätselvollsten
Tiere unter den Fischen gewesen. Seit Jahr-
hundertern hat die Wissenschaft sich vergeblich
bemüht, seine Lebensweise zu erforschen und
aufzuklären. Auch die heutige Theorie über den
Aal und seine geheimnisvollen Wanderungen ist
vielleicht noch nicht die letzte.

Noch im 17. Jahrhundert glaubten die For-
scher, daß der Aal lebendige Junge zur Welt
bringt. Der Eierstock des Weibchens, der Roggen,
ist außerordentlich schwer erkennbar und auch
beim Männchen des Aals hat erst nach Jahr-
zehntelangen Forschungen die Wissenschaft die
Existenz der Milch einwandfrei nachweisen kön-
nen. So kam es, daß die Gelehrten des Mittel-
alters die Rundwürmer, die den Aal manches-
mal plagten, als die von ihm lebendig geborenen
Jungen ansahen. Erst allmählich erkannte die
Wissenschaft, vor allem auf Grund der Erfahrun-
gen der Fischer, die wichtigen Wanderungs-
perioden des Aals, die dann zu eingehender
Forschung veranlaßten. Allmählich sah man im
Frühjahr aus dem Meere her die Schwärme von
Aalen, oft Millionen stark, die Flüsse aufwärts-
steigen. Kein Hindernis war ihnen zu hoch,
keine Stromschnelle zu reizend, sie arbeiten sich
aufwärts bis in den oberen Flußlauf, sie über-
wanden kühn selbst die moosigen Felsen
des Rheinfalles bei Schaffhausen, ja sie umgin-

gen auf kurze Strecken über nasse Wiesen
kriechend, unübersteigbare Hindernisse. Im
Herbst fingen dann die Fischer die wieder zur
Meer wandernden, ausgewachsenen Aale in
ihren Netzen. Wo aber kamen die jungen Aale
her, wohin zogen die Alten? Jahrzehntlang hat
die Wissenschaft dieses Problem nicht lösen
können. Man glaubte zunächst, daß die alten
Aale, bei denen man schließlich nach eingehender
Untersuchung unter der Lupe nur ein Zehntel
Millimeter große Eier entdeckte, an der Meeres-
küste laichten, und daß die jungen Aale aus dem
Meerwasser flüßaufwärts in das Süßwasser
zogen. Auffällig war nur, daß die jungen Fisch-
chen, die nach dieser Theorie nur wenige Wochen
alt sein konnten, bereits eine Länge von 6 bis
7 Zentimeter besaßen. Da entdeckten im Jahre
1896 zwei italienische Forscher ein durchsichtiges,
wie ein Weidenblatt aussehendes, beadedes
Fischchen, das schließlich von der Wissenschaft als
ein Larvenzustand des Aals festgestellt wurde.
Jahrelange Beobachtung ergab, daß diese Aal-
larve in einem langsamen Entwicklungsorgang
allmählich sich zu dem dünnen Glasaal, der etwas
kürzer als die eigentliche Aallarve ist, ent-
wickelt. Man hielt das Geheimnis des Aals für
gelöst. Nur ein Problem blieb noch übrig, man
hatte die Aaleier fast unmittelbar auf dem
Boden des Meeres entdeckt, wie kamen aber
die Aallarven nun plötzlich an die Meeresober-
fläche, an der die Forscher sie entdeckt hatten?
Man behalf sich mit der Erklärung, daß es sich
um eine zufällige Störung handle, die diese Aal-
larven an die Oberfläche getragen habe, während
sonst die übrigen Aallarven am Meeresboden
blieben. Aber lange hielt diese Theorie den
weiteren Beobachtungen nicht stand. Man fand
Aallarven in den verschiedensten Meerestiefen
und in den verschiedensten Teilen des Atlan-
tischen Ozeans. Der dänische Fischbiologe Prof.
Schmidt widmete sich deshalb völlig der Erfor-
schung der Lebensweise des Aals. Der ganze
Ozean wurde durchsucht. So ergab sich bald
ein genaues Bild, in welchen Teilen des Ozeans
die Aallarven vorkamen und in welchen sie
völlig fehlten. Schließlich glaubte man, ein be-
stimmtes Gebiet als die Geburtsstätte des Aals
gefunden zu haben, das zwischen den Bermuda-
und Bahama-Inseln im westlichen Teile des
Atlantischen Ozeans lag. Heute stellt sich nun
die Lebensgeschichte des Aals etwa folgender-
maßen dar: Im Herbst verwandelt sich der Aal
in auffallender Weise. Sein Rücken wird dunkler,
sein Bauch weißer, die Haut erhält einen metal-
lischen Glanz. Die Fischer sagen, der Aal wird
„blank“. In Wirklichkeit ist dieser Vorgang, der
zugleich eine Vergrößerung der Augen mit sich
bringt, die Anpassung an die veränderten Lebens-
bedingungen im Meere. Gleichzeitig verkleinern
sich die Verdauungsorgane, während Fogen und
Milch sich vergrößern. Dann tritt der Fisch seine
Wanderung zum Meere an. Wie er nun aller-
dings zu den Laichplätzen gelangt, das wissen
wir heute noch immer nicht. Noch niemals ist es
gelingen, „blanke“ Aale im offenen Meere zu
erbeuten. Trotzdem glaubt man, daß das Laichen
sich in jenem Gebiete bei den Bermudainseln
vollzieht. Dort findet man im Juni bereits Lar-
ven von etwa 3 Zentimeter Länge, die ziemlich
nahe der Oberfläche, etwa in 30 Meter Tiefe
leben. Diese Larven treten nun eine langsame
Wanderung nach Osten an. Im Juni des zweiten
Sommers sind die Larven schon 5 Zentimeter
lang und sind ein ganzes Stück aus dem west-
lichen Atlantik nach Osten gewandert und haben
etwa das Gebiet westlich der Azoren erreicht. Im
dritten Sommer erreichen sie die Größe von
7 bis 8 Zentimeter und kommen schon an die
Küsten des europäischen Kontinents. Nun beginnt
die Umwandlung von der Aallarve zum Glasaal,
der dann im Frühjahr des vierten Jahres in die
Flußmündungen einzieht. Die Wanderung, die
die Aallarven fast über den ganzen Atlantischen
Ozean zurückgelegt haben, mißt eine Länge von
mehr als 5000 Kilometer. Da die Weibchen oft
noch bis in die Oberläufe der Flüsse hinaufwan-
dern und so noch 1000 Kilometer zurücklegen, so
durchmißt der Aal im Laufe seines Lebens eine
Strecke von zweimal 6000 Kilometer, bis er wie-
der zu den Laichplätzen zurückgekehrt ist. Die
Männchen folgen übrigens den Weibchen nicht
so tief ins Innere des Landes hinein, sondern
bleiben meist im Unterlauf der Flüsse zurück.
10 bis 20 Jahre bleiben nun die Weibchen in den
Binnenwässern bis sie geschlechtsreif und blank
werden. Die Männchen werden schneller ge-
schlechtsreif und kehren deshalb eher ins Meer
zurück, paaren sich also nicht mit den Weibchen
ihrer Generation. Gemeinsam ziehen die älteren
Weibchen und die jüngeren Männchen dann zu
den Laichgründen, und hier reifen die Forschun-
gen der Wissenschaft ab. Noch immer ist es ein
Geheimnis, welchen Weg sie zu den Laichgrün-
den nehmen, falls diese richtig erforscht sind und
niemand weiß, wo sie nach dem Laichen bleiben,
und wo ihr Leben damit endet. So ist trotz aller
Forschungen das Geheimnis des Aals bis heute
noch immer ungelöst.